

1.

Die drei Reiter mit den typischen Galgenvogelgesichtern waren nach kurzer Zeit in dem dichten Gewühl auf der Main Street von New Orleans zwischen den anderen Menschen untergetaucht. Ich hatte kein gutes Gefühl, als ich in das Gesicht von Cole Younger geblickt hatte, der eine Nachricht für Klara von Rauten von ihrem Verlobten überbrachte. Aber ich ließ mir nichts anmerken, als ich auf Klara und ihre Zofe Anna zuging, die beide noch immer etwas fassungslos auf der Hotelveranda standen.

„Oh, Post für Sie, kaum dass Sie amerikanischen Boden betreten haben?“, sagte ich scherzend und deutete auf den Brief, den Anna noch immer ungeöffnet in der Hand hielt.

„Haben Sie die Reiter gesehen, Herr Winter?“

Ich entnahm ihrem Tonfall, wie entsetzt die junge Frau noch immer war.

„Ach, die Cowboys? Ja, warum? Etwas gewöhnungsbedürftig, nicht wahr, selbst hier in New Orleans, wo es doch nun wirklich ein buntes Völkertreiben gibt. Dort drüben zum Beispiel die Gruppe Chinesen in den blauen Arbeitsanzügen, die gehen sicher, um die Levee* auszubauen. Hier ist ja im vergangenen Krieg vieles ...“

* Flussdeich

„Herr Winter!“, unterbrach mich das Fräulein von Rauten mit strenger Miene. „Jetzt tun Sie doch bitte um Himmels willen nicht so, als würde das alles nichts zu bedeuten haben! Diese Männer waren doch keine Cowboys! Das waren ... ich weiß es nicht ... Strauchdiebe!“

Oh, Klara, wenn du wüsstest, wie genau du den Nagel auf den Kopf getroffen hast!, schoss es mir durch den Kopf, denn ich hielt die drei Männer auch für Bushwhacker, also Strauchdiebe. Aber ich ließ mir davon nichts anmerken, um Klara nicht noch mehr zu verunsichern. Stattdessen antwortete ich:

„Aber, liebes Fräulein von Rauten, sehen Sie das nicht ein wenig zu eng? Sehen Sie sich um im Land, das ist alles ein sehr raues Volk, und ich habe schnell lernen müssen, dass man nicht nach dem Äußeren gleich auf den Menschen schließen darf. Mein Blutsbruder Winnetou und ich haben ...“

„Donnerwetter, Herr Winter, nun hören Sie doch bitte mit diesem Gerede auf! Ich bin kein kleines Kind mehr, und was die Gesichter dieser Männer angeht, so liege ich mit Sicherheit richtig. Ich frage mich nur, wie um alles in der Welt mein Joshua in solche Gesellschaft geraten konnte!“

„Er meint es doch nur gut, seien Sie nicht so streng mit unserem Karl, Fräulein von Rauten“, erklang eine beschwichtigende Stimme hinter uns. Fred Miller war aus dem Schatten der Hauswand getreten und lachte

über das ganze, bärtige Gesicht so herzlich, dass man ihm nicht verübeln konnte, uns heimlich belauscht zu haben.

„Herr Miller, Sie auch? Ihnen hätte ich etwas mehr Menschenkenntnis zugetraut!“, schnappte aber das junge Fräulein und wollte sich mit empörter Miene abwenden, aber Fred stellte sich ihr mit der freundlichsten Miene der Welt in den Weg.

„Halt, Fräulein, nicht so stürmisch. Sie haben ja beide recht. Nur, hier in Amerika gibt es tatsächlich ein paar sehr raue Gesellen, die aber das Herz auf dem rechten Fleck haben. Mir sind die drei Reiter leider nur von hinten sichtbar geworden, ich kam zu spät aus dieser Seitengasse und sie trieben gerade ihre Pferde wieder an. Sie sollten einfach akzeptieren, dass ein Geschäftsmann in diesem Land, noch dazu in dieser turbulenten Zeit, sich seine Partner nicht immer aussuchen kann. Verurteilen Sie die Leute nicht zu früh, bei nächster Gelegenheit könnten sie sich als ganz zuverlässige Menschen erweisen.“

Nun lächelte Klara schon wieder ein wenig, und die wortkarge Anna meldete sich jetzt auch verzagt zu Wort.

„Bestimmt haben die beiden richtig gesehen, gnädiges Fräulein. Ich hatte auch Angst vor den großen Pferden. Und dann diese Revolver, die alle am Gürtel trugen! Aber ich glaube doch an das Gute im Menschen, und deshalb stimme ich Herrn Miller zu.“

„Ach, Anna!“, seufzte Klara von Rauten nur tief auf, dann aber schien sie einen Entschluss zu fassen. „So, jetzt ist es wirklich an der Zeit für eine Erfrischung. Ich lade Sie hiermit herzlich auf ein gekühltes Glas Champagner ein. Wir müssen doch noch auf unsere glückliche Ankunft in Amerika anstoßen!“

„Champagner?“, sagte ich etwas überrascht.

Klara fasste mich kurzerhand unter und schob mich auf das Hotel zu.

„Champagner, und jetzt wird gefeiert, Karl Winter!“

Na, das konnte ja heiter werden – und das schöne Frauengesicht, dem ich bei der ersten Begegnung die Bezeichnung *Schneewittchen* verpasst hatte, strahlte schon wieder glücklich. Dieser häufige Stimmungswechsel gab mir zwar zu denken, aber Klara von Rauten war nicht nur eine schöne, sondern zudem eine sehr intelligente Frau, die wusste, was sie wollte.

Hoch erfreut brachte uns der befrackte Kellner einen Eiskübel und eine Flasche Champagner, während ein Gehilfe ein kleines Tischchen herantrug und neben uns abstellte, um gleich darauf erneut nach hinten zu enteilen und dann mit den Gläsern zurückzukehren.

Schwungvoll und mit einem vollendeten Knall öffnete der Kellner die Flasche und goss uns das sprudelnde Getränk ein. Dann verbeugte er sich, stellte die Flasche in den Kühler und zog sich zurück.

Klara von Rauten griff zu ihrem Glas, aber rasch machte Fred Miller eine Bewegung mit seiner flachen Hand.

„Einen Moment, Herrschaften. Als der Älteste in dieser Runde habe ich jetzt das Recht, zu sprechen. Wir befinden uns nun in den Vereinigten Staaten von Amerika und haben auf dem Weg hierher schon einiges überstanden. Hier gibt es keine Konventionen und Titel, und deshalb jetzt meine Anmerkung zu allen: Ab sofort wird sich geduzt! Ich bin Fred, das ist Karl – Klara, Anna, zum Wohl!“

Während die Zofe Anna vor Schreck erstarrte und nicht wagte, zu ihrer Herrin aufzuschauen, lachte Klara laut und herzlich heraus.

„Jawohl, Herr Fred, das ist gescheit – zum Wohl, Lieber – und jetzt wird angestoßen und dann geküsst!“

„Geküsst? Aber ...“, wandte ich ein, doch Klara unterbrach mich, reckte mir ihr gespitztes Mündchen entgegen und gab mir einen so weichen, zuckersüßen Kuss, dass ich für einen Moment die Welt um mich herum vergaß und andächtig die Augen schloss. Doch Klara war längst bei Fred, brannte ihm auch einen herzhaften Schmatzer auf den vom Vollbart umgebenen Mund und stieß dann Anna an.

„Nun los, jetzt du, Anna!“

„Aber, gnädige Frau ...“

„Pscht, hat sich was mit gnädiger Frau! Hast du doch gehört, das gibt es in Amerika nicht!“

Nun erhob sich die Zofe zaghaft und beugte sich zu Fred hinüber, der nicht lange fackelte. Die Hand an ihrem Hinterkopf, zog er sie etwas zu sich herüber und gab ihr einen schallenden Kuss direkt auf den Mund. Erschrocken verharrte Anna noch in dieser Position, als ich, ermutigt durch das Beispiel, auf gleiche Weise nachfolgte. Und nun war Anna wie mit roter Farbe übergossen und wusste nicht mehr, wohin sie noch schauen sollte.

Fred rettete aber die Situation, hob das Glas erneut und stieß es erst gegen Klaras, dann gegen Annas Glas und rief laut: „Prosit! Die Damen sollen leben!“

Damit war nun offenbar der Damm gebrochen, und wir unterhielten uns noch lange bei der zweiten Flasche Champagner, bevor wir alle zufrieden und glücklich unsere Zimmer aufsuchten.

Zum Frühstück überraschte mich Fred Miller zu ungewöhnlicher Tageszeit. Ich hatte angenommen, dass ich der erste Gast im Speiseraum wäre, wenn ich schon mit dem ersten Sonnenstrahl aufstand. Doch Fred sah ganz danach aus, als hätte er schon einen Spaziergang unternommen.

„Guten Morgen, Karl. Das Hotel hält sich sogar eine Zeitung, den *Chronicle*. Lies doch mal diesen interessanten Bericht, der als Aufmacher dient!“

Damit schob er mir das Blatt so herüber, dass mir die Schlagzeile auf der ersten Seite förmlich ins Gesicht sprang: *Das Bushwhacker-Unwesen in*

Louisiana! Rasch überflog ich den gut geschriebenen Artikel über diese Verbrecherbanden, die nach dem Bürgerkrieg das Land in Angst und Schrecken versetzten. Viele ehemalige Angehörige beider Armeen zogen durch den ausgebluteten Süden und töteten Menschen nur für eine erbärmliche Beute. Ein paar Dollars, manchmal nur Lebensmittel oder Alkohol. Was sie eben auf den abgelegenen Plantagen fanden, die noch nicht geplündert oder sogar niedergebrannt waren. Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung, und besonders in den nahe gelegenen Städten Pointe Coupee und Baton Rouge waren die Banden mit großer Brutalität vorgegangen und hatten auch einen Friedensrichter erschossen, der sich ihnen entgegen gestellt hatte.

„Hast du den Kommentar gelesen? Rechts unten? Warte, jetzt nicht, steck die Zeitung in die Tasche, die Damen kommen und müssen das nicht sehen. Sie sind auch schon ohne die Lektüre voller Sorgen“, sagte Fred leise zu mir.

Ich blickte rasch auf, sah Klara und Anna den Salon betreten, nahm das Blatt vom Tisch, faltete es rasch auf dem Schoß zusammen und steckte es ein.

„Ach, meine Damen – so schön wie der junge Morgen!“, empfing sie Fred, als sie beide in weißen Kleidern an den Tisch kamen. Klara sah aus wie eine Südstaaten-Dame von einer der großen Plantagen. Sie trug einen kleinen, entzückenden Hut auf ihren

ebenholzfarbigen Haaren, die sie auf raffinierte Weise zusammengeknotet hatte. Anna an ihrer Seite war wie immer schüchtern und schweigsam, aber sah in ihrem etwas schlichteren Kleid ebenfalls ganz entzückend aus. Und wenn Klara ein schneeweißes Gesicht hatte und von mir deshalb insgeheim den Spitznamen *Schneewittchen* erhalten hatte, so wirkte Anna mit ihrer pfirsichfarbenen Haut daneben wie ein Mädchen vom Lande, das ihre Cousine in der Stadt besuchte und nun mit ihr in einem eleganten Hotel wohnte.

Gemeinsam frühstückten wir in aller Ruhe, genossen die Früchte, die man uns servierte und die nicht nur aus den schönsten Apfelsinen bestanden, sondern zudem noch mit Ananas und Weintrauben in den üppigen Obstkörben sehr dekorativ wirkten.

Klara erklärte uns dann, dass sie noch einen Termin bei einer Schneiderin hätte, damit ihr Reisekostüm rechtzeitig für unsere Weiterfahrt auf dem Mississippi fertig wurde.

„Wie steht es denn mit den Plätzen auf einem Dampfer, lieber Fred?“, erkundigte sich dann Klara von Rauten.

„Nun, es ist im Moment sehr schwierig, noch vier freie Plätze in Kabinen zu erhalten. Jeden Tag kommen Schwärme von Einwanderern hier an und wollen weiter ins Landesinnere. Während natürlich die meisten von ihnen Zwischendeckpassagiere sind und auf diese Weise auch auf den Steamern weiterreisen

werden, gibt es doch eine Menge gut betuchter Bürger, die sich Kabinen leisten können. Aber ich habe nun Passage genommen auf der *River Queen*. Der Dampfer ist nicht mehr das neueste Schiff, aber, wie man mir versicherte, sehr gut überholt und tadellos in Schuss. Er geht morgen ab, und zwar um neun Uhr. Das heißt also, wir können heute Abend bereits den größten Teil unseres Gepäcks an Bord schaffen lassen. Wenn wir dann gegen 11.00 Uhr ablegen, können wir uns glücklich schätzen.“

Klara seufzte leise.

„Nun, dann werden wir also morgen diese wunderschöne, vollkommen verrückte Stadt verlassen. Das French Quarter mit seinen Steinhäusern und den eleganten Balkonen mit schmiedeeisernen Gittern gefällt mir sehr, aber überall wird gebaut und der Lärm wie der Staub sind doch auch lästig. Trotzdem – ich werde die Stadt vermissen!“

Fred Miller lächelte und sagte fröhlich:

„Vor rund zwanzig Jahren war ich zum ersten Mal in der Stadt – und war maßlos enttäuscht. Überall lobte man New Orleans, aber das einzige, wirklich imposante Gebäude war das *St. Charles Hotel*. Ein Prachtgebäude, sehr imposant gebaut. Damals kam mir Cincinnati viel schöner und interessanter vor. Es hat sich in den wenigen Jahren doch unglaublich viel getan. Nicht nur in der Stadt hat eine rasante Bauzeit begonnen, auch die Levee und der gesamte Hafen

werden ausgebaut. Wenigstens dort finden einige der neu angekommenen Einwanderer eine Arbeitsmöglichkeit.“

Die beiden jungen Frauen erhoben sich – wir natürlich sofort ebenfalls –, dann eilten sie davon, um noch wichtige Einkäufe für die Fahrt auf dem Mississippi zu tätigen. Ich seufzte, als ich mich wieder auf meinen Stuhl sinken ließ. Wie einfach war doch das Leben als Mann, vor allem, wenn man auf Reisen war!

Ich bemerkte, wie mein Freund Fred den Damen lächelnd hinterher sah.

„Ach, diese beiden Geschöpfe!“, sagte er mit gespielterm Seufzen. „Ich könnte mich glatt verlieben!“

„In beide?“, antwortete ich.

„Ich glaube – nur in Anna!“, antwortete Fred mit einem Seitenblick zu mir, der mich in Verlegenheit brachte. Ich antwortete nur mit einem leisen Hüsteln.

„Jetzt ist die Gelegenheit, Karl!“

„Bitte?“

Was stellte sich Fred denn vor? Sollte ich vor Klara in die Knie sinken und ihr erklären, dass ihr amerikanischer Verlobter doch nichts gegen mich handfesten Kerl war?

„Der Artikel, Karl!“

Ich zuckte zusammen und spürte, wie ich rot wurde. Konnte es sein, dass ich mich wie ein verliebter Pennäler verhielt und Fred etwas bemerkt hatte?

Verlegen zog ich das Zeitungsblatt hervor, legte es auf den Tisch und strich es glatt.

Dann überflog ich die Zeilen des Kommentars, die sich auf das Treiben der Verbrecherbanden bezog.

„In den Städten immer dort, wo es größere Geldmengen gab ... nicht nur Banken ... Transporte ... Stores ... Wissen eines Mitarbeiters ...“

Ich schaute auf und sah direkt in Freds Gesicht, der sich mit gespannter Miene zu mir herüber gelehnt hatte.

„Ja, und, hast du nichts verstanden?“, erkundigte er sich mit halblauter Stimme, warf einen Blick in den Saal, und als er bemerkte, dass sich niemand in unserer Nähe aufhielt, wiederholte er meine letzten Worte: „*Wissen eines Mitarbeiters*, und weiter, lies doch bitte, Karl, da steht doch, dass man den Leiter der Frachtfirma Smith, Railer & Company verdächtigt. Der Kommentator ist noch sehr vorsichtig, aber er meint, demnächst noch mehr Material über diesen J.P. veröffentlichen zu können!“

Ich blickte irritiert auf.

„Ja, und? Was haben wir damit zu schaffen, dass ich mich unbedingt mit der Meinung eines hiesigen Redakteurs beschäftigen muss?“

Fred Miller stöhnte gequält.

„Karl Winter, bist du so vernagelt oder verstellst du dich nur? Klara hat uns doch von ihrem Verlobten erzählt, der mit ihrem Vater als Partner ein amerika-

nisches Warenhaus gegründet hat. Dazu gehört auch eine Frachtfirma mit dem Namen Smith, Railer & Company!“

Ich erstarrte.

„Du meinst doch aber nicht etwa – dass dieser *J.P.* etwas mit Klara ...“

Ich brach ab, denn das war zu ungeheuerlich. *J.P.*s gab es sicher zu Tausenden in Nordamerika, und weshalb sollte ausgerechnet ...

„Denk mal darüber nach, Karl. Wenn du nichts weiter vorhast – ich gehe jetzt mal hinüber in die Redaktion des *Chronicle*.“

Noch immer konnte ich mich nicht rühren, überflog noch einmal den Kommentar, dann sprang ich auf und folgte meinem Freund.

2.

Der *Chronicle* hatte nur ein sehr kleines Geschäft in der zweiten Seitenstraße der Main Street. Wir fanden das schmale Haus mit der großen Fassade davor und dem in dicken Lettern aufgemalten Namen trotzdem mühelos, weil der Besitzer ganz geschickt an der Hausfassade vor der Seitenstraße ein gigantisches Werbeschild angebracht hatte.

Bevor wir die Tür aufrissen, warf ich einen Blick durch das Fensterglas ins Innere. Zwei Fenster befanden sich links und rechts neben der Eingangstür, beide waren unterteilt in zahlreiche kleinere Scheiben, die schon seit längerer Zeit dringend eine Reinigung benötigt hätten. So erkannte ich nicht mehr als den dunklen Umriss einer Maschine, die wohl mitten im Raum stand.

Als Fred und ich eintraten, bestätigte sich meine Vermutung. Den größten Teil des Raumes nahm eine Druckmaschine ein, die eben von einem jüngeren Mann mit blauer Schürze geputzt wurde. Es roch nach Reinigungsmitteln, nach Farbe und sehr viel Staub. Auf fatale Weise fühlte ich mich für einen kurzen Moment in die Bibliothek von Chemnitz versetzt.

Der junge Mann blickte auf und erwiderte freundlich unseren Gruß.

„Sie möchten bestimmt zu Mr. Sanders? Der Chef ist unterwegs und wird wohl erst in einer Stunde wieder zurück sein. Kann ich Ihnen helfen?“

Bei diesen Worten kletterte er von der kurzen Leiter neben der Druckmaschine, nahm einen Lappen zur Hand und wischte sich Farbe und Schmiere ab.

„Tja, eigentlich betrifft unser Anliegen einen Artikel aus der letzten Ausgabe des *Chronicle*“, antwortete Fred, aber der junge Mann war sofort begeistert.

„Oh, bestimmt meinen Sie den Artikel über die Bushwhackers. Hat er Ihnen gefallen? Ich habe ihn selbst verfasst!“

Fred Miller strahlte den Mann an und antwortete:

„Dann sind Sie nicht nur der Drucker des *Chronicle*, sondern auch der Redakteur? Das trifft sich gut. Ja, der Artikel hat meinem Freund hier und mir gefallen.“

Der junge Mann streckte uns die Hand fröhlich lachend entgegen und stellte sich vor.

„Henry Sanders jr., Sohn des Gründers und Herausgebers des *Chronicle* in New Orleans, derzeit Drucker und Hilfsredakteur.“

„Oh, das hört sich doch gut an. Wir kommen aus Deutschland, mein Name ist Fred Miller, das ist Karl Winter. Uns geht es um eine Besonderheit, Mr. Sanders, weil wir in unserer Begleitung zwei Damen haben, um die wir uns kümmern.“

Nun war offenbar das Interesse des Mannes geweckt, er bat uns nach hinten an einen schmalen Tisch, auf dem sich Papierstapel mit älteren, gedruckten Ausgaben des *Chronicle* stapelten und nur eine

schmale Ecke noch frei war, auf der Sanders jr. seinen benutzten Emaillebecher abgestellt hatte.

„Möchten Sie einen Kaffee, meine Herren? Ich könnte ihn frisch aufbrühen, müsste nur noch einmal ein paar Holzscheite nachlegen.“

„Nein, besten Dank“, wehrte Fred ab, „wir wollen Sie gar nicht lange aufhalten. Nur folgende Frage: Sie erwähnen in dem Kommentar einen gewissen *J.P.* Können Sie uns mehr dazu sagen?“

Ich bemerkte, wie sich die Miene des eben noch freundlich lächelnden Mannes in eine ablehnende Haltung veränderte, und beeilte mich, hinzuzufügen:

„Es geht uns nicht darum, Ihnen ein Geheimnis zu entlocken oder Ihnen etwa eine auflagensteigernde Geschichte zu entreißen, Mr. Sanders. Wir haben die Befürchtung, dass wir eine unserer beiden Damen in eine unangenehme Geschichte verwickelt sehen, wenn sich unser Verdacht bestätigt.“

Henry Sander jr. musterte uns beide abschätzend, antwortete aber nicht.

„Sie schreiben, dass eine solche Häufung von Überfällen mit großer Beute nur dann erklärbar ist, wenn man Hintergrundwissen hat. Sie schreiben von einem Mitarbeiter der Frachtfirma und kündigen an, demnächst weitere Details über *J.P.* zu veröffentlichen.“

Der junge Redakteur richtete sich auf, aber sein Gesicht wirkte jetzt ernst und verschlossen.

„Das ist richtig. Ich werde aber erst weitere Einzelheiten veröffentlichen, wenn mir die beeidigte Aussage eines Zeugen vorliegt. Das wird in den nächsten Tagen der Fall sein, mehr kann ich leider dazu auch nicht sagen. Ich bitte, mich jetzt wieder arbeiten zu lassen, ich muss die Maschine für die nächste Ausgabe vorbereiten.“

Sanders ging uns voraus zur Eingangstür und öffnete sie demonstrativ.

Einem solchen Rauswurf konnten wir schlecht etwas entgegen, aber im Vorbeigehen blieb Fred kurz bei ihm stehen und sagte:

„Klara von Rauten trifft sich in Kürze in St. Louis mit ihrem Verlobten, der hier als Geschäftsmann tätig ist. Sagen Sie mir bitte nur, ob Ihr *J.P.* identisch ist mit ihrem Verlobten Joshua Parker!“

Henry Sanders jr. schien eine Sekunde zu überlegen, ob er die Tür wieder schließen sollte, doch dann siegte seine Sorge, möglicherweise den falschen Leuten etwas zu sagen, was ihm möglicherweise schaden könnte.

So schüttelte er energisch den Kopf. Fred grüßte freundlich zum Abschied und wäre beinahe mit einem älteren Herrn in der Tür zusammengestoßen. Der groß gewachsene, hagere Mann war auf den ersten Blick als Vater des Redakteurs zu erkennen, die Ähnlichkeit war unverkennbar, auch wenn der Mann inzwischen eine Halbglatze hatte und sein Backenbart

nicht mehr so dunkel wie der seines Sohnes, sondern schneeweiß war. Offenbar hatte er einen Moment in der offenen Tür abgewartet und Freds Frage noch verstanden.

Mit einem durchdringenden Blick musterte uns der Herausgeber des *Chronicle* von Kopf bis Fuß. Als Fred Miller noch einmal leise sagte: „Bitte, beantworten Sie meine Frage“, mischte sich der Mann ein.

„Wir geben Unbekannten keine Auskunft, meine Herren. Bitte verlassen Sie die Druckerei. Es wird alles zu gegebener Zeit im *Chronicle* nachzulesen sein. Guten Tag.“

Wir traten auf die Straße, Fred drehte sich noch einmal zur Tür, aber der alte Herr schloss sie sehr energisch. Dann drehte er ein Schild im Fenster herum, und wir lasen das unmissverständliche Wort *Closed* in fetten Buchstaben.

„Schade, aber da kann man wohl nichts machen“, sagte mein Freund, und wir verließen die kleine Seitenstraße, um über die Main Street zu unserem Hotel zurückzukehren.

Wir waren vielleicht einhundert Meter auf der Hauptstraße unterwegs, als hinter uns ein donnergewaltiges Getöse von einer Explosion kündete. Wir drehten uns erschrocken um und sahen noch, wie einige Bretter auf die Main Street fielen und aus der eben verlassenen Seitengasse dicker, schwarzer Qualm aufstieg.

Das Schreien der Menschen auf der Straße, ein paar durchgehende Pferde und dann der ausbrechende Tumult zwangen uns, von der Main Street auf die miteinander verbundenen Terrassen der Geschäftshäuser, die man für die Regenzeit angelegt hatte, auszuweichen. Aber so kamen wir auch sehr schnell zurück an die Ecke mit dem Hinweisschild auf den *Chronicle*.

Hier lag so viel Qualm, vermischt mit dickem Staub, in der Luft, dass ein Weiterkommen in der Seitenstraße unmöglich war. Nun erkannte ich auch, dass die beiden neben dem Zeitungsgebäude stehenden Häuser in hellen Flammen standen, während offenbar von dem Haus selbst nichts mehr zu sehen war.

Als der erste Windhauch durch den Qualm fuhr, entdeckte ich in einem Haufen zersplitterter und überall verstreuter Holzstücke und kleinen Glasscherben etwas, das vor wenigen Minuten noch eine Druckmaschine war. Die Explosion hatte sie förmlich zerteilt. Von den beiden Sanders' war nichts zu entdecken.

Aus der Ferne näherte sich mit lautem Klingeln die Feuerwehrspritze, die von vier Pferden gezogen über die Main Street heran jagte.

Ein Polizist in dunkler Uniform und hohem Helm hatte seinen Hickoryknüppel in der Hand und wies uns damit zurück auf die Straße.

„Zurück, Herrschaften, hier gibt es nichts mehr zu sehen! Zurück, lasst die Feuerwehr durch, sonst geht unsere ganze gesegnete Stadt in Flammen auf!“

Ich hatte mich schon ein paar Schritte zurück auf die Main Street begeben, weil mir der Rauch im Hals kratzte und einen Hustenreiz auslöste. Dabei war es mir, als würden drei Reiter in raschem Galopp auf einer weiter unten einmündenden Seitenstraße die Main Street überqueren und auf der anderen Seite wieder verschwinden. Hätten sie ihre Pferde dabei nicht so rücksichtslos durch die Menschen und Fuhrwerke getrieben, die hier unterwegs waren, hätte ich wahrscheinlich gar nicht weiter darauf geachtet.

Ich wies Fred Miller noch darauf hin, aber als er neben mir stand, war von den drei Reitern nichts mehr zu sehen. Dafür war nun die Feuerspritze heran, machte einen eleganten Bogen auf der Straße, wobei der Polizist mithilfe eines weiteren Beamten kurz die Straße sperrte. Dann wurde die Spritze von den Pferdegeschirren abgekoppelt und von den Feuerwehrleuten im raschen Lauf in die schmale Gasse geschoben, wo man unverzüglich mit den Löscharbeiten begann, um ein Ausbreiten des Feuers zu verhindern, auch wenn die beiden Nachbarhäuser nicht mehr zu retten waren.

3.

Der Tumult, der zu uns in den Speisesaal drang, war so unglaublich laut, dass wir unser Essen beiseiteschoben, um auf die Straße zu treten. Wir waren nicht die Einzigen, die aus dem Speisesaal drängten, denn zum Schreien, Rufen, Johlen und Lachen kamen nun auch noch Schüsse dazu, die wild und scheinbar ziellos abgefeuert wurden.

Uns bot sich ein so absurder Anblick, dass ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat und damit direkt neben Klara von Rauten zu stehen kam.

„Bitte, Klara, das solltest du dir und Anna nicht antun. Geht zurück ins Hotel, hier herrscht der Mob, und was sich daraus entwickelt, kann auch für Unbeteiligte ganz rasch gefährlich werden!“, bat ich sie.

„Aber Karl, was ist denn bloß geschehen? Was wollen die Menschen mit dem armen Chinesen machen?“

Ich warf einen raschen Blick zu der Menge hinüber, die einen Chinesen vor sich her stieß. Der Mann war vollkommen verdreckt und mit Kot bedeckt. Offenbar hatte die Menge ihn zuerst mit dem Straßendreck beworfen und damit seine einfache Kleidung bis zur Unkenntlichkeit verdreckt. Es handelte sich vermutlich um einen der zahlreichen chinesischen Arbeiter, die sich schon seit langer Zeit in den Staaten befanden und beim Eisenbahnbau die schwersten Arbeiten